



---

Review

Reviewed Work(s): *Autonomie der geschriebenen Sprache? Zur Theorie phonographischer Beschreibungskategorien am Beispiel des Deutschen* by Ursula Enderle

Review by: Vilmos Ágel

Source: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, Bd. 73, H. 3 (2006), pp. 344-349

Published by: Franz Steiner Verlag

Stable URL: <https://www.jstor.org/stable/40505227>

Accessed: 15-02-2021 14:50 UTC

---

JSTOR is a not-for-profit service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content in a trusted digital archive. We use information technology and tools to increase productivity and facilitate new forms of scholarship. For more information about JSTOR, please contact [support@jstor.org](mailto:support@jstor.org).

Your use of the JSTOR archive indicates your acceptance of the Terms & Conditions of Use, available at <https://about.jstor.org/terms>



JSTOR

*Franz Steiner Verlag* is collaborating with JSTOR to digitize, preserve and extend access to *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*

- SCHWARZ, ERNST (1960): Sprache und Siedlung in Nordostbayern. Nürnberg: H. Carl.
- SEIBICKE, WILFRIED (1996–2003): Historisches Deutsches Vornamenbuch. Berlin/New York: de Gruyter.
- STEGER, HUGO (1968): Sprachraumbildung und Landesgeschichte im östlichen Franken. Das Lautsystem der Mundarten im Ostteil Frankens und seine sprach- und landesgeschichtlichen Grundlagen. Neustadt/Aisch: Degener.
- WAGNER, EBERHARD (1964): Mundartgeographie des südlichen Bayreuther Raumes und seiner Nebenlandschaften. Dissertation. Erlangen-Nürnberg.
- WIESINGER, PETER (1979): Phonetisch-phonologische Untersuchungen zur Vokalentwicklung in den deutschen Dialekten. Berlin: de Gruyter.
- ZODER, RUDOLF (1968): Familiennamen in Ostfalen. 2 Bde. Hildesheim: Olms.

Stollberg/Erzgebirge

VOLKMAR HELLFRIITZSCH

URSULA ENDERLE: Autonomie der geschriebenen Sprache? Zur Theorie phonographischer Beschreibungskategorien am Beispiel des Deutschen. Berlin: Erich Schmidt 2005. 260 S. (Philologische Studien und Quellen. 188). € 39,80

Die 2002 von der Freien Universität Berlin angenommene Dissertation (Gutachter: Helmut Richter und Peter Eisenberg) von URSULA ENDERLE stellt trotz manch einer konzeptionell-strukturellen und textuell-stilistischen Unebenheit eine beachtliche Leistung dar: anregend, anspruchsvoll, materialreich, von einer auf vielen verschiedenen Gebieten – von Otrfrids Evangelienharmonie über die kretische Silbenschrift Linear B bis hin zur modernen Silbenphonologie – bewanderten und belesenen Autorin zeugend. Die Arbeit ist also ausgesprochen lesenswert, wenn auch nicht immer leicht zu lesen. Dabei hat das Lesbarkeitsproblem sowohl konzeptionell-strukturelle als auch textuell-stilistische Gründe.

Thema der Arbeit ist der Autonomiediskurs über das Verhältnis von gesprochener und geschriebener Sprache. Ziel der Arbeit ist es, einen Beitrag zur Theorie der Wortschreibung am Beispiel des Deutschen zu leisten. Die in Anlehnung an die Arbeiten von DAVID R. OLSON formulierte Leitthese der Theorie ist, „daß der sprachliche Gegenstand, dem gegenüber Schreibung angeblich relativ autonom oder gar autonom ist, durch Schreibung erst entsteht“ (S. 165). Dabei sei Schreibung Wortschreibung, da anzunehmen sei, dass Schriftsysteme – gemeint sind: Schrifttypen – auf einer Ebene äquivalent seien, die man im Anschluss an ROY HARRIS Wortidentifikation nennen könne (S. 178). Hier erst, im dritten Drittel der Arbeit, erscheint die Leitthese in einer prägnanten und präzisen sprachlichen Form. Die – im Rückblick – äquivalente Formulierung in der Einleitung:

Könnten die strukturellen Bedingungen, könnte der Umgang mit sprachlichen Einheiten im Sprachspiel möglicherweise viel unproblematischer sein, wenn wir die Bezugsrichtung ändern und von der Frage ausgehen, auf welche Weise es gelingen kann, Geschriebenes zu entziffern? Überlegungen aus der Schriftgeschichtsschreibung können bei dieser Frage in der Tat sehr hilfreich sein. Hier zeigt sich, daß die wirklich prominente Kategorie, die Ziel jedes Entzifferungsvorgangs ist, das Wort ist (S. 15–16)

ist zu vage, um sie ohne Kenntnis des Buches bzw. ohne besondere Fokussierung als Leitthese wahrzunehmen. Auf die Leitthese wird weiter unten noch einzugehen sein.

Was hat aber der im Wesentlichen ausgeklungene Autonomiediskurs mit der hochaktuellen Theorie der Wortschreibung zu tun?

Der Autonomiediskurs nimmt mit dem Prager Linguistenzirkel seinen Anfang und ist bis in die späten 80er Jahre stark präsent. Dass er danach abebbt und heute eher nur noch implizit geführt wird, liegt wohl daran, dass sich die Wortschreibung, der strukturelle Kernbereich des Autono-

miediskurses, als linguistischer Gegenstand etabliert hat und dass folglich die Auffassung, die Schrift sei ein sekundäres Zeichensystem, das lediglich die lautliche Materialisierung von Sprache visualisiere und daher kein sprachtheoretisches Interesse beanspruchen könne, heute von keiner linguistischen Richtung mehr ernsthaft vertreten wird. Das Thema der Arbeit ist also die Asche des Autonomiephönix, aus der der Wortschreibungsphönix emporsteigt. Demnach bestimmt das Verhältnis der Asche zum Phönix, wie die Arbeit konzeptuell-strukturell zu beurteilen ist.

Die Arbeit besteht aus sieben Kapiteln, der Kern – ohne Einleitung (Kap. 1) und Schluss (Kap. 7) – aus fünf. Dieser verteilt sich auf Teil I (Kap. 2–4), der dem Autonomiediskurs gewidmet ist, und Teil II (Kap. 5–6), in dem die Wortschreibung behandelt wird. Für Teil I wurden drei Protagonisten ausgewählt, die in je eigenen Kapiteln abgehandelt werden: JOSEF VACHEK (und der Prager Linguistenzirkel), die so genannte DDR-Forschungsgruppe (um DIETER NERIUS) und ELISABETH FELDBUSCH. Teil II fängt mit Überlegungen zu dem für die Arbeit zentralen Begriff ‚Wort‘ an, die einerseits schriftgeschichtlich, andererseits an dem semeologischen Programm von FERDINAND DE SAUSSURE orientiert sind (Kap. 5). Kap. 6 („Der Schriftwortentwurf am Beispiel des Deutschen“) enthält schließlich den sich aus den Überlegungen ergebenden eigenen Beitrag zur Theorie der Wortschreibung.

Die Makrostruktur ist insgesamt wohl überlegt und funktional. Der einzige Kritikpunkt, der vorgebracht werden kann, ist, dass keine Zusammenschau von Teil I und II stattfindet. Erwartet hätte man im Anschluss an Kapitel 6 eine ausführliche Stellungnahme zum Autonomiediskurs im Lichte der eigenen Überlegungen zur Wortschreibung. Der Schluss leistet dies nicht.

Auch wenn die Makrostruktur der Arbeit gelungen ist, hat der Leser das Gefühl, dass es eine Reihe von ‚mediostrukturellen‘ und konzeptionellen Unebenheiten gibt, die die Lektüre erschweren:

Erstens ist der Aufbau stark disproportional. Mit etwas Übertreibung könnte man sogar meinen, dass die Autorin nach der Maxime ‚je wichtiger, desto kürzer‘ vorgegangen ist: Der Maßstab ist der eigene Schriftwortentwurf. Dieser umfasst 59 Seiten (Kap. 6). VACHEKS sprachtheoretische Position über die Komplementarität gesprochener und geschriebener Norm und seine ‚bottom up‘-Graphematik, die in Kap. 6 nicht oder nur zwischen den Zeilen präsent sind, werden auf 80 Seiten dargestellt (Kap. 2). Die DDR-Forschungsgruppe, deren Ergebnisse insbesondere durch die Konzepte zur Morphemidentifikation und -differenzierung für den eigenen Schriftwortentwurf nicht weniger bedeutsam sind als VACHEKS graphematische Arbeiten, werden auf 44 Seiten erörtert (Kap. 3). Die schriftsprungs- und schriftentwicklungstheoretisch begründete radikale Autonomieauffassung von FELDBUSCH, die das Geschriebene phylogenetisch wie strukturell vom Gesprochenen ablösen will und die wichtige schriftgeschichtliche und semiotische Kritik- und Ansatzpunkte für ENDERLE liefert, wird auf 23 Seiten rekonstruiert (Kap. 4). Die für die eigene Theorie zentralen Überlegungen zur Wortkategorie, Schriftgeschichte und zum semeologischen Programm von SAUSSURE kommen insgesamt auf gerade noch 16 Seiten (Kap. 5). Dabei entfallen zwölf Seiten auf Wortkategorie/Schriftgeschichte und vier Seiten auf SAUSSURE. Keine eigenen Unterkapitel werden den außer SAUSSURE wichtigsten theoretischen Vorläufern der eigenen Wortschreibungstheorie HARRIS und OLSON gewidmet. Vertreter der historischen Graphematik (wie FLEISCHER und PHIRAINEN), deren Bedeutung in der Einleitung besonders betont wird (S. 13–14), spielen im Buch keine Rolle.

Zweitens hätte man sich durchaus ein eigenes Kapitel über die wichtigsten modernen Theorien der Wortschreibung vorstellen können. Die Bezüge zu den Arbeiten etwa von MAAS, GÜNTHER und EISENBERG sind zwar in Kapitel 6 da, aber es fehlt an elaborierten Vergleichsfolien, an denen man die Eigenleistung der Autorin systematisch messen könnte. Dem Leser wird zu viel an beliebig abrufbaren fachliterarischen Voraussetzungen abverlangt.

Drittens lässt die Hinführung zur Problematik einiges zu wünschen übrig. Gewünscht hätte man sich zuallererst eine einleitende Darstellung der wichtigsten Aspekte des Autonomiediskurses und der wichtigsten Argumente der Autonomisten bzw. der Abhängigkeitstheoretiker (vgl. etwa GÜNTHER 1995, 15–17 und DÜRSCHIED 2002, 38–47). Der Leser muss sich viele einschlägige Aspekte und Argumente, die auf das gesamte Buch verteilt sind, selber zusammensuchen: z. B. VACHEKS Begriff der Korrespondenz statt Referenz (S. 47); der graduelle Begriff der Direktheit,

mit der auf die Bedeutung referiert wird und an der der Grad der Abhängigkeit gemessen werden kann (Wortkorrespondenz ist autonomer als Morphemkorrespondenz ist autonomer als Phonem-Graphem-Korrespondenz [S. 58–59]); die Frage der semiotischen Priorität der gesprochenen Sprache im Lichte der historischen Entwicklung der geschriebenen Sprache von einem sekundären zu einem primären Zeichensystem (S. 86–96); die Frage, ob die historische Vorgängigkeit der gesprochenen Sprache im Hinblick auf die Langage oder die Langue zu verstehen ist (S. 164–165); die Frage, ob SAUSSURES Lautbild inhärent zur Langue gehört bzw. ob es als Laut- oder gar als Phonemsequenz zu interpretieren ist (S. 179–180), und schließlich – aber eigentlich zuvörderst – der Begriff des Wortes (S. 202–212). Zu diesem strukturellen Problem gesellt sich das konzeptuelle Problem, dass die Kontrahenten der Autonomieauffassung, die Abhängigkeitstheoretiker, nicht zum Zuge kommen (auf RICHARD WIESE wird kurz in der Einleitung eingegangen).

Viertens hätte man sich einleitend eine Zusammenschau der Begriffsproblematik im Umfeld ‚gesprochene/geschriebene Sprache‘ gewünscht, schließlich handelt es sich hierbei um polysemige und polyfunktionelle Termini, die in diversen Diskursen verwendet werden. In diesem Zusammenhang muss auch erwähnt werden, dass der Titel der Arbeit manch einen potentiellen Leser irreführen dürfte. Ein Titel wie etwa „Zur Theorie der Wortschreibung am Beispiel des Deutschen“ – eventuell mit einem Untertitel, der auf den Autonomiediskurs verweist – wäre wohl unmissverständlicher gewesen.

Fünftens und letztes vermisst man vielfach das konzeptuell-strukturelle – und damit verbunden auch das textuell-stilistische – Transparentmachen der Bedeutung herausgearbeiteter Kritikpunkte und Positionen im Hinblick auf die eigene Position. Beispielsweise mündet die Darstellung der Position von VACHEK in fünf zusammenfassende Kritikpunkte (S. 95–96). Dabei enthält besonders der fünfte Punkt: „Die Konsequenz aus der Schriftheorie Vacheks müßte für eine autonome Gestaltung darin liegen, am schriftlichen Gegenstandszeichen selbst anzusetzen und Graphemen eine niedrigere Hierarchiestufe zuzuweisen.“ Überlegungen, die, wie man im Nachhinein weiß, einen direkten Bezug zur eigenen Theorie herstellen sollten und die entsprechend auch auf das eigene Anliegen hin formuliert wurden, ohne dass der Leser, sei es nur durch einen Querverweis, ‚alarmiert‘ worden wäre. Nur, wenn man solche Details aus Kapitel 2 während der Lektüre von Kapitel 6 noch präsent hat, kann man den Bezug zu VACHEK herstellen.

Kommen wir zurück zur Leitthese. Diese enthält zwei wesentliche Komponenten: (1) Gegenstandsgründung: der eigentliche sprachliche Gegenstand entsteht erst durch Schreibung (oder umgekehrt: der sprachliche Gegenstand ohne/vor Schreibung ist/wäre ein anderer); (2) Äquivalenz der Schrifttypen: jeder Schrifttyp, ob logographisch, syllabisch oder alphabetisch, versucht die Kategorie ‚Wort‘ einzufangen.

Man kann (1) dahingehend interpretieren, dass Schreibung unsere sprachliche Intuition grundlegend verändert hat, dass wir die sprechsprachliche – und auch die oraltitätslinguistische – Unschuld unwiederbringlich verloren haben. In der Tat scheinen die Sprecher primär oraler ‚Sprachen‘ keine Gegenstände und Sachverhalte darstellen zu wollen, sondern sie setzen ihre akustischen Bilder als „Aktionsmodi“ ein (MALINOWSKI 1974, insb. 359–367).

Wenn dem so ist, was hat das für Konsequenzen für (2)? Ist es die (primär) orale Wortintuition, die durch die Schrift zu repräsentieren ist? Oder ist es die erst durch die Schreibung entstandene neue (literale) Wortintuition, die es einzufangen gilt?

Wenn wir (1) akzeptieren, dann müssen wir auch akzeptieren, dass durch Schreibung eine neue (literale) Wortintuition entsteht. Auf die Idee, dass auch in der „Lautsprache“ ‚Wörter‘ ausgegliedert werden könnten, kommen wohl erst die Schreiber (GÜNTHER 1995, 19).

Doch das, was entsteht, ist eigentlich nicht eine literale Wortintuition, sondern es sind wohl eher mehrere. Denn die Wortintuitionen, die Schreiber haben können, hängen sowohl von der grammatischen Struktur als auch vom Schriftsystem der jeweiligen Sprache ab. Zudem verändern sich die Wortintuitionen, da sich auch grammatische Struktur und Schriftsystem verändern. Schließlich ist durch die Demotisierung der Schriftkulturen wohl auch mit einer soziologischen Diversifizierung der literalen Wortintuitionen zu rechnen.

Dies alles bedeutet, dass das Postulat der Äquivalenz der Schrifttypen im Hinblick auf die Wortkategorie nur als ein sehr abstraktes – wohl notwendiges – methodologisches Konstrukt zu

verstehen ist. Da sich Schrifttypen in Schriftsystemen (und Orthographien) manifestieren, lässt sich die Äquivalenzthese empirisch weder verifizieren noch falsifizieren.

Wird die These auf alphabetische Schriftsysteme heruntergebrochen, ist dagegen durchaus ein empirisches Problem erkennbar, das unmittelbar zu dem Wortbegriff von ENDERLE führt: Warum wurde der Wortzwischenraum (Spatium) historisch nur sehr spät eingeführt? Warum fängt die antike Schreibpraxis überhaupt mit der *Scriptio continua* an? Und mehr noch: Warum orientiert sich beim kursiven Schreiben die Bindung lange Zeit an einzelnen Buchstaben und nicht an Wörtern (vgl. RÜCK 1988)? Spricht dies nicht für VACHEKS Standpunkt, dass sich historisch die geschriebene Sprache von einem sekundären zu einem primären Zeichensystem entwickelt hat? Unterstützt dies nicht das Modell von GÜNTHER (1995, 21), für den die Einführung des Spatiums den Übergang von der phonographischen in die grammatische Phase markiert?

Zwar stellt ENDERLE diese Fragen nicht, doch wir finden durchaus eine Antwort (S. 202–212). Sie ist frappierend, aber nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen: Das graphische Wort wird nicht durch Spatien begrenzt, sondern durch syntaktische Operationen. Es ist lediglich ein Rahmen, innerhalb dessen Grenzen die Graphemanordnung einer vom Rahmen unabhängigen Logik folgt.

Diese Auffassung bedeutet, dass die Einführung des Spatiums nicht notwendigerweise die Wortidentifikation tangiert, sondern sie könnte auch ein Zeichen für eine grammatisch angereicherte, die syntaktischen Operationen von den morphologischen klar trennende Wortinterpretation sein. Daraus könnte man allerdings im Umkehrschluss folgern, dass die Phase der *Scriptio continua* (und der fehlenden wortinternen Bindungen) die Zeit der schwachen grammatischen Intuitionen war. Also phonographisch? Hat etwa OTTO LUDWIG (2005, 108) Recht, wenn er feststellt, dass die Schrift in der Phase der *Scriptio continua* der „Aufzeichnung allein der lautlichen Differenzierungen“ diene?

Auf diese Fragen geht die Autorin zwar nicht ein, aber der Rezensent kann sie beruhigen. Der Schlüsselbegriff hierzu ist ‚Lesen‘: In der Phase der *Scriptio continua* wurde laut gelesen. Lautes Lesen lässt sich dahingehend interpretieren, dass die phonographische Aufzeichnung (hier könnte man auf den verdienstvollen Begriff der Aufzeichnungsfunktion der DDR-Forschungsgruppe hinweisen) zur Worterfassung (einschlägig ist hier Begriff der Erfassungsfunktion der DDR-Forschungsgruppe) offensichtlich nicht ausreichte. In der Phase der *Scriptio discontinua* verstummte dann das Lesen, da der Wortzwischenraum der Wortidentifikation bestand. Im Hinblick auf die Wortidentifikation kooperieren also Schreiben und Lesen, ohne dass ihr historisches Verhältnis stabil wäre.

Ein letztes Wort zu ENDERLES Wortbegriff: Ihr graphisches Wort markiert die Grenze zwischen Morphologie und Syntax. Morphologie spielt sich innerhalb, Syntax außerhalb des Rahmens ab. Somit müsste das graphische Wort eigentlich auf den klassischen Wortbegriff BLOOMFIELD'scher Prägung abzustimmen sein, schließlich zielen beide auf die grammatische Wortintuition von Literalisierten ab. BLOOMFIELDS Wortbegriff wurde von WURZEL (2000, 35–39) weiterentwickelt, indem er BLOOMFIELDS Kohärenzkriterium (= Nichtunterbrechbarkeit von Wörtern) präzisiert und durch zwei weitere Kriterien – einheitliche Flexion und syntaktischer Kopfstatus – ergänzt hat. Mustert man nun einige Beispieltypen durch, so muss man feststellen, dass (a) die Abstimmung doch nicht reibungslos funktioniert und dass folglich (b) auch ENDERLES Wortbegriff nicht frei von Unstimmigkeiten ist:

Verschmelzungen müsste ENDERLE als klare Fälle für jeweils zwei Wörter ansehen (etwa zur als Wortkombination aus den Wörtern <zu> + <r>), da hier Rektion vorliegt, während für WURZEL Verschmelzungen jeweils ein Wort darstellen würden. Umgekehrt müsste sie feste Partikelkombinationen vom Typus *nur mehr* oder *denn auch* wohl als Wörter ansehen, da man innerhalb der einzelnen Kombinationen keine syntaktischen Relationen ausmachen kann. (Dieser Fall stellt auch für WURZEL ein Problem dar.) Schließlich dürften für ENDERLES Wortbegriff auch Komposita mit Binnenflexion (z. B. *Langeweile, derjenige*) und Rektionskomposita (z. B. *Naturbeobachtung*) ein Problem darstellen, während sie WURZEL, wenn auch mit Hilfe verschiedener Kriterien, in den Griff bekommt.

Die Problematik des Wortbegriffs resümierend könnte man Folgendes festhalten: (1) Es dürfte nicht einfach sein, die grammatische Intuition literalisierter Sprachteilhaber auf eine wie auch immer gezogene Grenze zwischen Morphologie und Syntax abzubilden; (2) ENDERLES Kritik an der DDR-Forschungsgruppe, nach der das graphische Wort Ergebnis einer Projektion semantischer Geschlossenheit nach Maßgabe eines lexikalischen Prinzips sei (S. 204), müsste eventuell relativiert werden, da es den Anschein hat, als würde die semantische Wortintuition nicht ganz in einer grammatischen aufgehen. Vielleicht wäre hier auch die Frage der Relation von Etymologie und Wortschreibung interessant. Bildet die Wortschreibung die aktuelle (volks)etymologische Intuition ab? Entstehen (auch/erst) durch die Wortschreibung neue (volks)etymologische Beziehungen und verblassen alte? Der Begriff der morphologischen Transparenz (S. 220) reicht hier nicht aus; (3) Ohne Kenntnis der prosodischen Verhältnisse weiß man nicht so recht, was genau der Rahmen ist, „innerhalb dessen Grenzen die Graphemanordnung einer vom Rahmen unabhängigen Logik folgt“ (s. oben). Und die Prosodie von Morphemen und Morphemkombinationen lässt sich nicht restfrei aus der graphophonischen Rekonstruktion von Wörtern durch Silben herleiten.

Damit sind wir im innersten Kern der Arbeit angekommen: „Der Ansatzpunkt graphophonischer Rekonstruktion ist nicht segmental, sondern silbisch, denn Wörter als lautliche Objekte sind auditiv/perzeptiv aus Silben zusammengesetzt.“ (S. 228) Da eine Sprache in „der Schreibung [...] hinsichtlich ihres morphologischen Zusammenhangs interpretiert (wird)“ (S. 213), bedeutet dies, dass die Schreibung so strukturiert sein muss, dass sie differenzierende und analogische Qualität – ‚Analogie‘ und ‚Differenz‘ sind Anleihen bei SAUSSURE – hinsichtlich sowohl der Morphologie als auch des Lautungsschlüssels haben muss.

Hieraus ergeben sich Grundfragen der Wortschreibung, die auch VACHEK und die DDR-Forschungsgruppe beschäftigt haben: Wie weit kann die Herstellung von graphischer Konstanz, Ähnlichkeit und Differenz gehen? Überschreiben in Konfliktsituationen die morphologischen Regeln die silbischen oder umgekehrt? (Nach der Autorin kommen Graphem-Phonem-Korrespondenz-Regeln als primäre Steuerungsinstanzen nicht in Frage.)

Als Antwort auf die erste Frage bietet die Autorin eine Reihe von eleganten Lösungen und anregenden Überlegungen zu kritischen Bereichen der standarddeutschen Wortschreibung. Sie geht davon aus, „daß immer morphologisch geschrieben wird [...], daß (jedoch) bei der Schreibung von Wörtern des Deutschen der Grundsatz der Reduktion graphischer Allomorphie besteht.“ (S. 221) Dies ist ein ausgesprochen elegantes Prinzip, denn mit ihm können Morphemidentifikation und Homophonendifferenzierung einheitlich gesteuert werden (S. 222):

Erstens lässt das Prinzip die Variationsbreite von Allomorphen dort enden, wo diese auf homographie Morphe anderer Morpheme stoßen würden. So schreibt man nicht <Rat> für *Rad*.

Zweitens lässt das Prinzip keine falsche graphophonische Rekonstruktion zu. So stört *Rad* <Rad> die Wortfassung nicht, da [d] im Deutschen final als [t] artikuliert wird.

Drittens reguliert das Prinzip die interne Struktur der Allomorphmenge: „Unter Wahrung der beiden anderen Grundbedingungen gelten diejenigen Allomorph-Varianten als zunehmend bevorzugt, deren interner Aufbau einen zunehmenden Anteil an Minimalzeichen bei einer Allomorphmenge gewährleistet“ (S. 222). So ist {<schau#>} ein perfektes (= total integriertes) Morphem, da es nicht einmal durch die Silbengrenze zergliedert werden kann. Nicht so perfekt ist *leh.nen*, bei dem Stamm- und Silbengrenze nicht zusammenfallen, doch ist die Schreibung graphophonisch ausreichend und zur Allomorphiereduktion geeignet.

Die Antwort auf die zweite Frage (Primat der morphologischen oder der silbischen Regeln) fällt nicht so einfach aus, es ist nicht einmal klar, ob sie *in abstracto* sinnvoll ist.

Graphische Silben interpretieren lautliche Silbensubstrate und „implementieren graphische Morphe innerhalb von Wörtern“ (S. 228). Dies scheint für den Primat der Silbe zu sprechen. Umgekehrt betont die Autorin in Anlehnung an MAAS, dass die graphophonische Rekonstruktion nur im Rahmen der grammatischen Analyse möglich ist. Dies scheint für den Primat der morphologischen Regeln, in bestimmten Fällen sogar für den Primat des kontextualisierten Wortes zu sprechen. Beispielsweise müsste im Falle von *Knie* der Silbenanalyse die Bestimmung der Numeruskategorie vorgeschaltet werden.

Kommt man von Einzelbeispielen weg und steigt man wie die Autorin in empirische ‚Tiefen‘ ab, wird am Beispiel der Dauerbrenner ‚Schärfungs- und Dehnungsgraphie‘ deutlich, dass die Zusammenführung silbischer und morphologischer Interpretation auf dem Prinzip des Den-anderen-am-eigenen-Schopf-aus-dem-Sumpf-Ziehens beruht. ENDERLE verlagert die theoretische Frage nach der Silbengrenze bei trochäischen Zweisilbern mit internuklearem Konsonanten (z. B. *Wolle, Wetter, Wanne*), also die Debatte um das Silbengelenk, auf die empirische Frage nach der Wortidentifikation. Sie zeigt, dass es bei der Schärfungsgraphie einerseits auf die Silbenschnittopposition ‚Crescendo vs. Decrescendo‘ ankommt, dass andererseits diese Regel im syntaktischen Paradigma verankert ist. Folglich bleibt die Schärfungsgraphie auch bei einsilbigen Paradimgliedern erhalten (<nimmst>), solange dies im Falle von Decrescendo-Gliedern des Paradigmas (<nahmen>) zu keiner falschen graphophonischen Rekonstruktion führen würde. Auch zu den Dehnungsgraphien (Dehnungs-*h*, <ie>) und zum silbentrennenden *h* (<Tru-he>) bietet die Autorin anregende Überlegungen. Am Anfang dieser Rezension habe ich eine ausführliche abschließende Stellungnahme zum Autonomiediskurs im Lichte der eigenen Überlegungen zur Wortschreibung vermisst. War dies berechtigt?

Ja und Nein. Schriftlinguistik-Experten, die das Buch gelesen haben, brauchen keine Stellungnahme mehr. Es mag sogar sein, dass die Mehrheit der Leser Schriftlinguistik-Experten sein werden. Ein Buch wie dieses würde jedoch linguistische Breitenwirkung verdienen, denn es enthält viel mehr anregende Fragen und kompetente Antworten, als eine Besprechung andeuten kann. Die Breitenwirkung könnte allerdings an textuell-stilistischen und konzeptuell-strukturellen Problemen scheitern. Ersteres wäre durch einen teleologischeren Schreibduktus, Letzteres durch eine ausführliche abschließende Stellungnahme zum Autonomiediskurs im Lichte der eigenen Überlegungen zur Wortschreibung abzuhelpfen gewesen. Wir dürfen auf eine zweite Qualifikationsschrift gespannt sein.

## LITERATUR

- DÜRSCHIED, CHRISTA (2002): Einführung in die Schriftlinguistik. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag (Studienbücher zur Linguistik. 8).
- GÜNTHER, HARTMUT (1995): Die Schrift als Modell der Lautsprache. In: Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 51, 15–32.
- LUDWIG, OTTO (2005): Geschichte des Schreibens. Band 1: Von der Antike bis zum Buchdruck. Berlin/New York: de Gruyter.
- MALINOWSKI, BRONISLAW (1974): Das Problem der Bedeutung in primitiven Sprachen. In: OGDEN, CHARLES K. / IVOR A. RICHARDS: Die Bedeutung der Bedeutung. Supplement. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 323–384 [engl. Orig. 1923].
- RÜCK, PETER (1988): Ligatur und Isolierung: Bemerkungen zum kursiven Schreiben im Mittelalter. In: Germanistische Linguistik 93/94, 111–138.
- WURZEL, WOLFGANG ULLRICH (2000): Was ist ein Wort? In: THIEROFF, ROLF / MATTHIAS TAMRAT / NANNA FUHRHOP / OLIVER TEUBER (Hg.): Deutsche Grammatik in Theorie und Praxis. Tübingen: Niemeyer, 29–42.